
Frank G. Fetten

Den hier vorliegenden Studienreformvorschlag zu akzeptieren hieße weitgehend, die hinsichtlich der universitären Massenfächer aufgeworfenen hochschulpolitischen Argumente - stärkere Leistungskontrolle, Aufbau eines Regelstudiums, Studienzeiterkürzung, berufsqualifizierender Abschluß unterhalb der Promotion - auf unser Fach zu übertragen. Dies kann ohne vorhergehende Klärung unseres Selbstverständnisses innerhalb der (Aus-)Bildungslandschaft nicht geschehen.

Bevor wir die in der allgemeinen hochschulpolitischen Diskussion als Movers einer großangelegten Studienreform dienenden Argumente auch auf unser Fach beziehen, sollten wir uns darüber klar werden, daß die Rahmenbedingungen für die sog. «Kleinen Fächer» nicht nur faktisch, sondern auch grundsätzlich anderen Stellenwertes sind. Daß - und vor allem: wie - über Studienreformen in den Massenfächern gesprochen wird, darf demzufolge für die Ur- und Frühgeschichte nicht maßgebend sein. Sie muß, möglichst im Verein mit den anderen Kulturwissenschaften, selbst ihren Standort innerhalb des universitären Systems beschreiben und daraus Folgerungen für die Chancen und Grenzen des Faches in der Zukunft ziehen. Eine so weitreichende Veränderung - pointierter: Verschulung - des Studiums, wie sie im vorliegenden Entwurf vorgeschlagen wird, kann erst nach einer Analyse des Selbstverständnisses des Faches erfolgen.

Dem Perspektivenwochenende gingen an verschiedenen Universitäten Diskussionen in den Fachschaften voraus.

Diese zeigen, wie auch nicht anders zu erwarten, daß «die» Studentenschaft keineswegs einheitlicher Ansicht ist hinsichtlich des Studienaufbaus. Die Meinungsunterschiede lassen sich dabei am einfachsten am Begriff der «Verschulung» festmachen: Die Einen befürworten ein durch Pflichtveranstaltungen systematisiertes - und dadurch «verschultes»? - Grundstudium, die Anderen wünschen eine Beibehaltung des jetzigen «freien» Studierens auch um den Preis vielleicht unvermeidlicher Anlaufschwierigkeiten des Studienanfängers.

Jede Entscheidung pro/contra «Verschulung» ist nun subjektiv, da die einzelnen Argumente je nach persönlichem Verständnis positiv oder negativ bewertet werden können. Gleichwohl ist diese Debatte ein gelungener Ansatz, sich über die Zweckmäßigkeit einer jeden Studienstruktur Rechenschaft abzulegen. Ich glaube dabei, daß trotz der aufgezeigten Auslegbarkeit aller Argumente, trotz divergierender «persönlicher Paradigmata» eine Einigung, vielleicht sogar ein Konsens über die Richtung einer anzustrebenden Studienreform möglich sein wird. Denn die in den letzten Jahren gestiegenen Studentenzahlen und die beklagte "Orientierungslosigkeit" veranlassen alle Beteiligten, über eine Verbesserung der universitären Lehre nachzudenken.

Ich wählte oben mit Bedacht den Begriff «Zweckmäßigkeit», läßt sich daran doch die prinzipielle Schwierigkeit der anstehenden Entscheidung verdichten. Denn nach welchem Zweckmäßigkeitsideal soll sich die Struktur universitärer Lehre richten? Eine Analyse bisher vorgebrachter Argumente zeigt, daß die subjektive Auslegbarkeit insofern nur scheinbar besteht, als sich die unterschiedlichen Bewertungsrichtungen schon von ihren Grundsätzen her unterscheiden. Der einen - und an den meisten deutschsprachigen Hochschulen herrschenden - Denkschule geht es primär um die Heranbildung forschenden Nachwuchses; dieser Richtung entsprechend empfinden auch die meisten Studenten ihr Fach als ein auf die Forschung orientiertes. Ein ganz anderes Ausbildungsziel schließt die Berufsfelder Museum/Didaktik, Denkmalpflege, Medien/PR-Arbeit und Tourismus/Freizeitindustrie mit ein. Die Unterschiede brauchen nicht weiter erläutert zu werden, auch nicht, daß es manchem Hochschul-Professor wohl grauste bei der Vorstellung, Reiseleiter oder Archäologie-Mediatoren auszubilden!

Mit anderen Worten: Sollte die universitäre Archäologie den Schritt aus dem Elfenbeinturm hinaus wagen in eine Lehre unter Einschluß all' jener Berufsfelderweiterungen, so sollte sie dies m.E. nach offener Debatte und als bewußten Schritt machen. Soweit also Respekt vor dem Versuch, eine in dieser Form tatsächlich innovative Diskussion anzuregen. Eine andere Frage bleibt die nach der Wünschbarkeit einer solchen Änderung durch die Mehrheit der Beteiligten. Gegen den Vorschlag der Fachschaffler halte ich den offenbar von ihnen vertretenen Ansatz hinter ihrem Konzept für - ich

bin ehrlich und sage: hoffentlich - nicht mehrheitsfähig. Warum?

Die Mehrzahl der erfolgreichen Studienabgänger in archäologischen Disziplinen findet heute noch eine Stelle im forschungsorientierten Bereich, wozu ich außer den Hochschulen und eigentlichen Forschungsinstitutionen (wie DAI, RGZM) der gängigen Praxis und/oder dem gängigen Eigenverständnis entsprechend auch die Mehrzahl der Stellen in Denkmalpflege und Museum rechne. Dies kann sich in Zukunft ändern, ist momentan aber noch Realität.

Grundlegend ist die Frage nach der gesellschaftspolitischen Zweckmäßigkeit einer Ausbildung von Archäologen: Wozu fördert und finanziert der Steuerzahler in Gestalt unserer Landesparlamente/Bürgerschaften/Kommunen die Arbeit der bestellten/beamteten Archäologen? Eine objektive Antwort zu suchen ist müßig, da sich diese Frage wohl nur die wenigsten Abgeordneten stellen, geschweige denn beantworten. Der Archäologen Tätigkeit ist vorgegeben durch die Gesetze (Denkmalschutzgesetze u.a. rechtliche Handhaben), das kommunale Prestige und die Tradition der Etatisierung. Wollte man Letztere hinterfragen, müßte man - für die Ur- und Frühgeschichte - wohl unangenehmere Untersuchungen anstellen bezüglich der 20/30er Jahre unseres Jahrhunderts und der dort zu suchenden Traditionsbegründung, als manchem von uns heute lieb und legitimierend sein kann.

Aber jenseits dieses auf die Finanzierung unserer Tätigkeit fixierten Blickwinkels: Was lohnt das Studium der Archäologie? M.E. finden sich hier die oben kurz skizzierten, gegensätzlichen Standpunkte wieder: die eine Seite will forschen, pointierter, nur forschen, frei und ohne Gängelung - wobei der Impetus dazu sicherlich so verschieden ausfällt, wie Methoden und Erkenntnisziele in der Archäologie divergieren -; doch was will die andere? Worin bestehen die den neu ins Auge gefaßten Berufsfeldern zugewiesenen "Perspektiven"? Meint man berufliche/finanzielle Perspektiven, die Archäologen den Einstieg in nicht- oder nur sekundär-wissenschaftliche Berufe ermöglichen? Liefere ebendies nicht aber darauf hinaus, sozusagen künstlich den Arbeitsmarkt für (ansonsten arbeitslos zu denkende?) Archäologen zu erweitern, ganz nach dem Motto «Angebot schafft Nachfrage»? Ich mache kein Hehl aus meiner Ablehnung einer solchen Entwicklung, wenn das Ziel nur darin bestehen sollte, mehr Archäologen außerhalb der klassischen Berufsfelder unterzubringen. Am Ziel einer solchen Ausbildung stünde nämlich nicht mehr der kritische Wissenschaftler, sondern der auf Vermarktung ausgerichtete technokratische Manager/Verwerter. Unser bestehendes Universitätssystem, das ja keineswegs mehr so humanistisch und elitär ist, wie teilweise noch gedacht, produziert bereits in nicht geringem Ausmaß Archäologen, die genau diesem Typus entsprechen. Nur, bisher in der Minderzahl und gegen das herrschende Ideal

(glücklicherweise); eine Umkehrung der Verhältnisse wäre besser und schneller an einer Fachhochschule zu erreichen.

Vielleicht dachte man bei den "Perspektiven" aber auch daran, daß viele Studenten schon jetzt lieber ausgraben oder Schulklassen durch das Museum führen als still und "forschend" am Schreibtisch zu sitzen, also bereits heute legitime, ernstzunehmende und gleichfalls durch die Tradition des Faches legitimierte Berufswünsche vorbringen. Kondensiert man diese Berufsfelderweiterungen, so komme ich zu dem Kürzel des «Multiplikatoren», der den nicht wissenschaftlich ausgebildeten Laien die archäologische Wissenschaft vermittelt. Dieses Berufsziel ist (hoffentlich) ein anderes als das des Managers; den Unterschied mache ich daran fest, ob es bei der Vermittlung nur um (angelesenes, jedenfalls nicht kritisch hinterfragtes) Wissen geht oder aber um das Erkenntnispotential der Archäologie (im weiteren Sinne: der Kulturgeschichte). Letzteres Ziel erfordert andere Fähigkeiten und demzufolge andere Ausbildungsinhalte und -formen.

Jetzt endlich taucht die Gretchenfrage auf: Wenn unser Studiensystem in Frage gestellt wird, sollte man sich zuerst fragen: Welches Studienziel steht hinter dem Bestehenden? Zu Recht verweisen die Fachschaftler auf methodisches Lernen und Theoriekenntnisse; dazu gehören allerdings auch Übung am Exemplarischen und eigenständiges, zwangsläufig auch spezialisierendes Arbeiten. Alles dies wiederum ist ein Indiz dafür, daß den meisten Hochschullehrern - trotz der weitgehenden Spezialisierung und gelegentlichen Neigung zur Faktenhuberei - die forschende Frage wichtiger erscheint als das pure Wissen, daß Wissenschaft neuzeitlichen Verständnisses mehr aus Neugierde und Kritik denn aus Lexikonwissen und Detailkenntnissen besteht.

Die leider schon während des Studiums beginnende Spezialisierung ist dabei weniger eine Folge anachronistischer Beschränkung auf antiquarische Materialversessenheit als vielmehr eine Folge der Notwendigkeit, zur Einübung von Forschungspraktiken teilweise tief in das Material (oder die Fragestellung) einsteigen zu müssen. Der glücklicherweise gute Forschungsstand für viele europäische Regionen/Perioden macht solches Vorgehen unerläßlich. Ein Studium, welches den Anspruch erhebt, den methodischen Bestand an Forschungspraktiken zu vermitteln, wird ohne diese (punktuellen) Detailtiefe denn auch nicht auskommen können.

Die grundsätzliche Frage könnte m.E. so formuliert werden: Wie sollte ein Studium strukturiert sein, dessen avisierte Berufsfelder neben den forschenden auch den lehrenden Wissenschaftler umfassen? - Unter "lehrenden Wissenschaftlern" verstehe ich hier den in Museum/Volkshochschule/Zeitung/Verlag, als Reiseleiter, aber auch den in der Universität tätigen

Archäologen. Ganz selbstverständlich ergibt sich aus dieser Frage eine stärkere Berücksichtigung von z.B. Lehrbeauftragten aus den Museen, von z.B. Museums-Exkursionen unter didaktischem Blickwinkel, von z.B. Hausarbeiten nicht nur mit wissenschaftlichem Apparat, sondern auch von allgemeiner Verständlichkeit, von z.B. Kommunikationsfähigkeit (Einübung in Vorträge statt abgelesener Referate). Doch ist dies nicht alles schon im bisherigen Studiensystem möglich? Ist es wirklich notwendig, ein derart verschultes Grundstudium einzuführen, um engagierte Museumsarchäologen oder gute Reiseleiter heranzubilden? Auch die teilweise zu Recht herausgestellten didaktischen Mängel des jetzigen Systems verschwinden nicht, liegen sie doch weitgehend in den einzelnen lehrenden Persönlichkeiten begründet und kaum in der fachinternen Studienstruktur.

Jede Abkehr vom neugierigen und kritischen, methodisch interessierten Studenten erhöht für mich die Gefahr, tatsächlich nur den technokratischen Verwalter von Archäologie zu fördern, und das ist für mich - ganz subjektiv - ein Schreckgespenst. Denn auch der «Multiplikator» in Museum/Zeitung/VHS sollte methodisch denken, problemorientiert schreiben, Fragen aufwerfen und das Interesse der Laien nicht mit angelerten, sondern immer wieder mit neu durchdachten und begründeten Antworten bedienen. Deswegen mein Plädoyer auch dann für eine freie Ausbildung mit möglichst wenigen Pflichtveranstaltungen, wenn die Mehrzahl der Studenten nicht DAI-Direktor, sondern «nur» Museumspädagoge werden wollte!

Ich will dabei die berechtigten Ansätze im vorliegenden Entwurf nicht unterschlagen: der Wunsch nach verlässlicher Information gerade in den unteren Semestern, eine gewisse Gleichartigkeit der Ausbildung und damit Erleichterung des Studienwechsels, die Verstetigung des Ausbildungsangebotes, eine Abstimmung von Vorlesung und begleitender Übung, eine stärkere Hilfe an orientierungslosen Studenten.

Doch zu letzterem einige Bemerkungen: Die "Orientierungslosigkeit, die sich während des ganzen Studiums bemerkbar macht", kann nur zum Preis stärkerer Motivation behoben werden. Da man offenbar Prüfungen für motivationssteigernd hält, scheint es egal zu sein, ob diese Motivation durch Verschulung/Leistungskontrolle oder durch stärkeren didaktischen Ehrgeiz der einzelnen Dozenten erreicht wird. Ein Ergebnis wäre wohl, daß mehr Studenten als bisher «bei der Stange blieben», daß entweder mehr Studenten den Abschluß erreichten (-und hinterher doch nichts damit werden können?) oder noch später den Absprung in einen anderen Beruf schafften. Nach meiner Erfahrung - und ich glaube, hier nicht nur für mich zu sprechen - kann den am archäologischen Studium Zweifelnden nur gewünscht werden, möglichst früh die innere Begeisterung trotz widriger Umstände zu spüren oder aber aus der inneren Langeweile die schnelle Konsequenz zu

ziehen. Nicht für zufällig halte ich die Konstellation, daß gerade in den z.Zt. vieldiskutierten Massenfächern (Jura, VWL usw.) sowohl viele Klausuren verlangt werden, also hoher Leistungsdruck herrscht, als auch prozentual gesehen die Zahl der Studienabbrecher relativ kleiner ist. In diesem Sinne erhöhen Klausuren nicht die Motivation, sie verhindern vielmehr das Nachdenken, die Selbstreflexion - und auch und gerade die für einen kritischen Wissenschaftler wichtigen Selbstzweifel. Die Vorstellung, Archäologie bestünde aus abfragbarem Wissen, erhält den Universitäten eher jene Studenten, die später Archäologie bloß technokratisch verwalten und uns mehr und mehr vom neugierigen, fragenden Laien trennen.

In diesem Sinne: Klausuren wo nötig, nicht wo möglich! In unseren Fächern mit ihren noch überschaubaren Studentenzahlen - Ausnahmen wie Köln bestätigen die Regel - sind Pflichtklausuren glücklicherweise noch nicht nötig, führten m.E. auch eher zu einer Erhöhung der Studentenzahlen. Die Ansicht, daß wir eher zu viele als zu wenige Studenten der Archäologie(n) haben, gewinnt angesichts der finanziellen Bedrängnisse stetig an Raum. Ebenso - und nicht nur unter den Professoren - aber wahrscheinlich auch die Ansicht, daß wir engagierte, begeisterungsfähige Studenten brauchen. Gelegentlich steigen gerade die «hoffnungsvollen» Studenten aus der Ur- und Frühgeschichte aus, weil ihnen die Lehre zu langweilig/referierend/repetierend, zu wenig sozial engagiert und/oder kommunikativ ist. Ich gebe zu bedenken, daß gerade solche Studenten durch «Verschulung» des Grundstudiums umso eher aus dem Fach herausgedrängt werden. Dies kann zumindest m.E. nach nicht Ziel oder auch nur in Kauf genommene Begleiterscheinung einer Studienreform sein.

*Dr. Frank G. Fetten
Westfälische Wilhelms-Universität
Seminar für Vor- und Frühgeschichte
Domplatz 20-22
D - 48143 Münster*